

CLAIRE PAULIN

BLANCHE MONET

UND DAS LEUCHTEN
DER SEEROSEN

ROMAN



ullstein

ullstein 

CLAIRE PAULIN

BLANCHE
MONET

UND DAS LEUCHTEN
DER SEEROSEN

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juli 2022

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2022

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © Balazs Kovacs / Arcangel;

www.buersued.de (Landschaft)

Karte: © Peter Palm, Berlin

Gesetzt aus der Albertina powered by pepyrus

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06622-6

Für meine Mama

»Sie liebte alles, was er liebte. Sogar den Salat mit
Pfeffer.«

Jean-Pierre Hoschedé



TEIL I:
Jugend



1876 – 1885

I



Montgeron, Juli 1876

»Hab dich!« Mit einem Haken schnitt Blanche ihrer Schwester Marthe am Rosengarten den Weg ab und packte sie am Ärmel.

»Ich möchte nicht mehr Fangen spielen«, gab Marthe sich geschlagen und ordnete pikiert ihr Kleid. Die Schweißtröpfchen auf ihren geröteten Wangen glitzerten im Sonnenschein.

Blanche freute sich. Darauf hatte sie gehofft, weil es sich wunderbar in ihren Plan einfügte.

»Wie wäre es mit Verstecken? Du darfst suchen«, schlug sie Marthe vor.

Bei Laufspielen war Marthe ihr unterlegen, deshalb verlor sie früher oder später den Spaß daran. Marthe spielte lieber Verstecken, bevorzugte aber das Suchen. Wahrscheinlich fühlte sie sich mit ihren zwölf Jahren schon zu erwachsen, um sich noch wie Suzanne, Jacques, Germaine und Blanche in aufregende Ecken und Winkel des Schlosssparks zu verkriechen. Marthe war zwar die älteste ihrer Geschwister, aber auch nur ein Jahr älter als Blanche. Doch es gab etwas, das ihre Schwester ihr voraushatte und um das Blanche sie aus tiefstem Herzen beneidete. Daher war sie fest entschlossen, das zu ändern.

Blanche wusste genau, wo sie sich verstecken wollte – in Papas

verbotenem Arbeitszimmer. Was riskant war, denn unbeaufsichtigt duldet er dort niemanden. Nicht einmal Maman, obwohl sie das Château nach Grand-pères Tod geerbt hatte. Selbst das neue Taftkleid war Teil ihres ausgeklügelten Plans. Blanche hatte die Farbe sorgfältig ausgesucht und dafür sogar auf ihr geliebtes Rosa verzichtet. Stattdessen hatte sie sich für Grün entschieden. Nicht wie das helle Grün der jungen Rosentriebe – sondern das tiefere, sattere Grün von Seerosenblättern. Jetzt musste sie nur noch diese eine Sache prüfen, zu der sich bisher keine Gelegenheit bot, da die Kleider erst heute früh aus Paris eingetroffen waren.

»Blanche! Marthe!«, hörte sie Maman aus dem Gartenpavillon rufen.

Blanche fasste Marthe an der Hand und lief mit ihr an der dicken Eiche vorbei zum Pavillon hinüber. So ungeduldig wie Maman klang, sollten sie sie besser nicht warten lassen.

Missbilligend spitzte Maman die Lippen. »Was soll unser Guest nur von euch denken?«

Ebenso wie Blanche und ihre Geschwister trug auch Maman ein neues Haute-Couture-Kleid mit Spitzenkragen, in dem sie neben Papa an der festlich gedeckten Kaffeetafel saß. Seit Wochen plante und organisierte sie alles für den Besuch dieses mysteriösen Herrn, der in den nächsten Monaten hier bei ihnen im Château de Rottembourg wohnen würde. Sie ließ Tafelsilber polieren, Vorhänge waschen, die Zimmer herausputzen und stellte Menüpläne zusammen. Es wurde sogar Bettwäsche mit seinem Monogramm bestickt, damit er sich wie zu Hause fühlte.

»Eure Kleider werden schmutzig, wenn ihr so herumtollt. Setzt euch ordentlich her. Es wird nicht mehr lange dauern, bis er eintrifft.«

Wenn Maman nun darauf beharrte und sie ihr Spiel gerade jetzt beenden mussten, machte sie Blanches Vorhaben unwissen-

lich zunichte. Sie sah nur einen Ausweg: Papa zu bezirzen, der ihr niemals einen Wunsch abschlug. Sie schob die Unterlippe vor und sah ihren Vater bittend an, der sich gelassen auf seinem Stuhl zurücklehnte. Im Gegensatz zu Maman brachte ihn selten etwas aus der Ruhe, was sich unschwer an seinem gemächlichen Äußeren ablesen ließ.

»Die Mädchen sind aufgeregt«, entgegnete er und tätschelte beschwichtigend Mamans Handgelenk.

Mehr noch als das, dachte Blanche. Sie fieberte dem Besucher entgegen. Würde das Grün ihres Kleides ihn überzeugen?

»Warum nimmst du sie immer in Schutz, Ernest? Unsere Mädchen müssen sich nicht aufführen wie die Kinder des Proletariats.«

»Aber sie lernen nicht jeden Tag einen Maler kennen. Er ist ein echter Revolutionär, Alice.«

Ein Revolutionär! Das kannte Blanche bisher nur aus dem Geschichtsunterricht, wenn Madame Cauderlier von der Schreckensherrschaft Robespierres sprach. Aber ihr Besucher war Künstler. Papa hatte ihn beauftragt, Bilder für den Salon des Châteaus zu malen.

»Ich bin mir sicher, die Mädchen geben auf ihre Kleider acht.« Er zwinkerte Blanche mit seinen sanftmütigen braunen Augen zu. Mit einem Wink bedeutete er dem Dienstmädchen, ihm Cognac einzuschenken. Für Papa war das Gespräch damit beendet. Maman schüttelte den Kopf und warf ihm einen verschnupften Blick zu.

...

Marthe drehte sich mit dem Gesicht zur alten Eiche, schlug die Hände vors Gesicht und zählte: »Eins, zwei, drei ...«

Blanche rannte los. Sie lief quer über den Rasen am Barock-

garten entlang. Auf der Treppe zum Seiteneingang übersprang sie jede zweite Stufe. Die Flügeltüren standen in den Sommermonaten weit geöffnet, um das Château zu belüften. Als sie den Flur zu Papas Arbeitszimmer erreichte, lugte sie um die Ecke. Sie hielt den Atem an und lauschte. Alles war ruhig. Nur das Pendel der Standuhr neben ihr tickte.

Auf Zehenspitzen schlich Blanche an der Treppe nach oben vorbei. An den Wänden hingen Ölgemälde. Zu den Porträts von Mamans Verwandten aus den Familien Raingo und Boulade, die bis ins sechzehnte Jahrhundert reichten, kamen ständig neue hinzu. Papa sammelte Kunstwerke. Solange Blanche sich erinnerte, unternahm er keine Reise nach Paris, ohne mit einem Dutzend Bildern zurückzukehren. Auch in ihrem Pariser Haus am Boulevard Haussmann Nr. 56 füllten sich die Wände.

Vorsichtig legte Blanche ihre Hand auf das kühle Messing der Türklinke. Ein letztes Mal blickte sie hinter sich und schlüpfte ins Arbeitszimmer.

Sie tappte vorbei an der Bücherwand mit Werken von Molière, Honoré de Balzac und Victor Hugo. Als der Holzboden unter ihr knarrte, zuckte sie zusammen. Sie ignorierte die Weltkugel auf dem Marmorsockel neben Papas Louis-seize-Schreibtisch, die so groß war, dass Blanche sie mit beiden Armen nicht umfassen konnte – denn sie hatte nur Augen für eines.

Die Sonne schien durch das Fenster, und ihre Strahlen fielen auf das Gemälde einer Dame, als wollten sie Blanche den Weg weisen.

»Das ist Madame Camille Léonie Doncieux«, hatte Papa erzählt, als er das Bild mitbrachte und Blanche ihre Begeisterung für das beinahe lebensgroße Porträt nicht verbergen konnte.

»Es ist aus dem Salon de Paris. Dort werden nur die besten Künstler und Arbeiten ausgestellt. Zuerst müssen sie aber dem

strengen Urteil einer Jury standhalten, bevor die Bilder in der Galerie aufgehängt werden dürfen. Dieses hat bei den Besuchern für Furore gesorgt.«

Blanche fühlte sich von dem Gemälde magisch angezogen. Wann immer Papa sich hier aufhielt, fand sie einen Grund, ihn und somit Madame Camille zu besuchen. Sicher, sie liebte all die Bilder mit ihren Farben, den unterschiedlichen Pinselführungen und Schattierungen – aber dieses berührte sie auf eine unbeschreibliche Weise. Blanche empfand eine tiefe Verbundenheit mit ihr, obgleich sie dieser niemals begegnet war.

Es schien, als würde Camille das Bild nur zufällig betreten, die vollständige Schlepppe ihres Kleides noch nicht ganz im Sichtfeld des Betrachters. Ihre Haut wirkte zart wie die Flügel eines Schmetterlings. Sie senkte den Blick über ihre rechte Schulter. Die Eleganz ihrer Hand, an der sie einen camelfarbenen Handschuh trug, fasizierte Blanche. Wie wunderbar es wäre, sie einmal persönlich zu treffen. Soweit sie wusste, war sie die Ehefrau des Malers, den sie erwarteten.

Was ihr jedoch beinahe den Atem raubte, war das unverwechselbare Spiel von Licht und Schatten auf Camilles Kleid. Diese leuchtenden Sonnenflecken machten es lebendig. Blanche glaubte, den feinen Seidenmusselin rascheln hören zu können.

Sie holte tief Luft und trat ganz nah an das Gemälde heran. Ihr Herz schlug schneller. Dann griff sie ihren Rockzipfel, zog ihn bis zur Nasenspitze herauf und verglich die Farbe ihres Kleides mit dem Grün Camilles. Blanche hatte den Farbton getroffen! Sogar so genau, als wären die Kleider aus ein und demselben Stoffballen geschniedert. Begeistert hüpfte sie auf der Stelle und wirbelte herum, sodass der Rock sich aufblähte und wie der Schirm eines Pilzes um sie herumflog.

Blanche wünschte sich nur eines: Sie wollte ebenso in Öl ge-

malt werden wie Marthe mit Papa vor einigen Wochen von Monsieur Manet. Darum beneidete sie ihre ältere Schwester. Gerade Marthe. Sie ließ keine Gelegenheit aus, um Papa zu gefallen, wenn er sich Blanche zuwandte. Ursprünglich wollte er nämlich, dass Blanche auf der Bank neben ihm Platz nahm! Aber wie immer hatte Marthe sich vorgedrängelt, da sie schließlich die Ältere sei. Zur Strafe hatte Blanche Marthes Stickzeug unter ihrem Bett versteckt. Es war erst wieder aufgetaucht, als das Dienstmädchen die Zimmer reinigte. Maman hatte Marthe für ihre Unachtsamkeit gerügt, was Blanche im Nachhinein leidtat.

In der vergangenen Nacht hatte Blanche kaum schlafen können. Wieder und wieder stellte sie sich vor, wie dieser erwartete Monsieur Monet sie bitten würde, ihm Modell zu stehen. Sie hoffte, dass allein das Grün ihres Kleides seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde und ihn an Madame Camille erinnerte, denn das Gemälde stammte von ihm.

»Blanche!«, hörte sie Papa leicht erbost ausrufen.

Vertieft in ihren Wunschtraum, hatte sie alles um sich herum vergessen und nicht bemerkt, dass er ins Arbeitszimmer gekommen war.

»Wie oft habe ich euch verboten, das Zimmer zu betreten?«

»Bitte entschuldige, Papa.« Reumütig schaute sie auf ihre Füße. In den seltenen Fällen, in denen er ärgerlich wurde, sah man ihm lieber nicht ins Gesicht. Dadurch wurde das Donnerwetter nur schlimmer.

»Was treibst du hier?«

»Ich wollte nur Madame Camille besuchen, weil sie und ihr Kleid so wunderwunderschön sind.«

»Verzeihen Sie, Monsieur Hoschedé, wenn ich Ihnen vorgreife, aber allein für dieses entzückende Kompliment an meine Gemahlin darf man der jungen Mademoiselle nicht böse sein.«

Blanches Blick schnellte hoch. Hinter Papa tauchte ein fremder Herr auf, der sie anlächelte.

• • •

Dieser freundliche Mann war Camilles Ehegatte? Er setzte den Hut ab und strich sein braunes Haar zurück.

Blanche knickste. »Guten Tag, Monsieur Doncieux.«

»Guten Tag, Mademoiselle ...?«

»Blanche«, ergänzte Papa und sah sie abschätzend an. »Sie ist meine Zweitälteste und weiß eigentlich genau, dass sie nicht hier sein dürfte.«

»Mein Name ist Monet. Als ich Camille malte, waren wir be dauerlicherweise noch nicht verheiratet, Mademoiselle Blanche. Sehen Sie hier.« Er schritt auf das Gemälde zu und deutete auf die rechte, untere Ecke. »Claude Monet, 1866.«

Blanche spürte, wie sie errötete. Wie töricht sie war. Darauf hatte sie noch nie geachtet. Das geschwungene T in seiner Signatur schlängelte sich bis zur Jahreszahl darunter. Sie wollte sich gerade entschuldigen, doch Papa kam ihr zuvor.

»Verzeihen Sie, mein lieber Monet. Blanche wird uns nun ver lassen, da wir noch einiges zu besprechen haben.« Er sah sie auf fordernd an.

Blanche huschte zur Tür und zog diese leise hinter sich zu.

»Blan-Blan!« Suzanne hopste von der drittletzten Treppenstufe auf sie zu. Maman hatte Ninette angewiesen, sich mit den Jüngeren im Kinderzimmer aufzuhalten, bis der Gast eintraf, damit sie ihre Kleider nicht schon vorher verschmutzten. Aber Suzanne war dem Kindermädchen nicht zum ersten Mal entschlüpft. »Warst du heimlich in Papas Arbeitszimmer?«, flüsterte sie aufgeregt.

Auf Suzanne konnte Blanche sich verlassen. Für ihre acht Jahre

war sie schlauer und gewitzter als Marthe und würde Blanche niemals verpetzen. Außerdem schlich sie sich selbst manchmal ins Zimmer, weil sie die Bücher mit ihren aufwendigen Goldschnitten liebte, die dort in den Regalen standen. Ab und zu streichelte sie die Buchrücken, als wären es schnurrende Kätzchen.

»Komm, wir gehen nach draußen, dann erzähle ich dir alles«, antwortete Blanche und nahm Suzanne mit sich.

• • •

Wenig später saßen sie gemeinsam mit Monet an der Kaffeetafel. Sogar Germaine, die mit beinahe drei Jahren langsam zu groß für ihren Kinderstuhl wurde und sich vermutlich deshalb kaum rührte. Suzanne, von Blanche in ihren Plan eingeweiht, verfolgte die Unterhaltung der Erwachsenen ebenso gespannt wie sie.

»Mein lieber Monsieur Monet«, flötete Maman. Sie nahm die Kaffeetasse und spreizte den kleinen Finger ab. »Wir sind hocherfreut, dass Sie uns mit Ihrer Anwesenheit beeihren.«

Sie nippte an ihrem Kaffee und wandte ihren Blick nicht von Monet ab.

»Die Freude ist ganz meinerseits, Madame Hoschedé. Ich werde mein Bestes geben.«

»Wir haben das Gartenhaus mitten im Park für Sie herrichten lassen, damit für die Großformate ausreichend Platz ist und Sie in Ruhe arbeiten können. Es sollte Ihnen ermöglichen, sich ganz wie in Ihrem Atelier zu fühlen. Außerdem steht Ihnen am Yerres das Fischerhaus La Léthumière zur Verfügung, falls Sie beabsichtigen, vom Wasser aus zu malen.«

Papa hatte dieses erst vor wenigen Wochen erworben.

»Vielen Dank, Monsieur, aber da ich mit dem Zug angereist

bin und mein Atelierboot an der Seine liegt, werde ich mich wahrscheinlich auf das umliegende Gelände konzentrieren.«

Er besaß sogar ein Boot! Nur, um zu malen!

»Nun denn.« Papa erhob sein Glas und lächelte gönnerhaft. »Ich bin mir sicher, die Welt wird noch viel von Ihnen hören.«

Auch Maman ließ sich Cognac eingießen und prostete Monet zu. Ihre Augen leuchteten wie die Sonnenflecken auf Camilles Kleid. »Auch ich bin davon überzeugt. Auf Ihr Wohl, Monsieur Monet. Wissen Sie bereits, welche großartigen Motive Sie für uns malen werden?«

Er fuhr sich nachdenklich über das bärtige Kinn. »Morgen in aller Frühe begebe ich mich auf die Suche, aber ich habe bereits einige Ideen.«

Blanche hoffte inständig, dass ihr grünes Kleid dazu beigetragen hatte. Suzanne dachte wohl das Gleiche, denn sie stieß ihr unter dem Tisch ans Bein.

»Ich muss Sie morgen leider verlassen«, sagte Papa. »Das Geschäft ruft, und ich werde ein paar Wochen in Paris verbringen.«

Blanche vermisste ihn, wenn er wochenlang fernblieb, weil er sich um sein Textilunternehmen kümmern musste. Umso mehr freute sie sich auf seine Rückkehr, da er immer Bilder und kleine Überraschungen für sie mitbrachte. Beim letzten Mal hatte er ihr eine Rocaille-Frisierbürste und einen passenden Handspiegel mit geschliffenem Glas geschenkt, die sie in einem Kästchen hütete.

»Sie haben mein volles Vertrauen, Monsieur Monet. Sollte es Ihnen an irgend etwas mangeln, so lassen Sie es Alice bitte wissen. Wir werden alles tun, damit Sie sich wie zu Hause fühlen.«

Maman faltete ihren schwarzen Schildpattfächter auseinander und fächelte sich Luft zu.

• • •

Der Mond schien durchs Fenster und malte geheimnisvolle Schatten an die Wand. Blanche lag in ihrem Bett und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Die Tür quietschte, öffnete sich einen Spaltbreit und schloss sich wieder. Dann tapsten nackte Füße über den Boden.

Wie so oft, wenn Suzanne nicht schlafen konnte, kam sie zu Blanche. Meistens dachten sie sich gemeinsam gruselige Geschichten aus, über die Suzanne schließlich einschlief. Zu Blanches Überraschung geschah das immer dann, wenn es gerade am spannendsten war.

Im Zwielicht ähnelte Suzanne in ihrem weißen Nachtkleid einem Gespenst – allerdings mit Rüschen. Sachte hob sie Blanches Bettdecke an und krabbelte darunter. Sie hatte ihr ebenholzfarbiges, lockiges Haar zu einem Nachtzopf geflochten, nahm die Spitze, die an einen kleinen Pinsel erinnerte, und kitzelte Blanche damit im Gesicht. Sie kicherten.

»Kannst du auch nicht schlafen?«, fragte Suzanne. »Woran denkst du?«

»An Monsieur Monet.«

Nach dem Kaffee hatte er sich zurückgezogen, um seine Koffer auszupacken und sich im Gartenhaus einzurichten. Er schickte sogar ihre Dienstboten weg, die sich für gewöhnlich um das Gepäck der Gäste kümmerten, was Blanche wunderte. Bei nächster Gelegenheit wollte sie einen Vorwand finden, um das Gartenhaus zu besichtigen. Sie war so neugierig, wie das Atelier eines echten Künstlers aussehen würde.

Eigentlich hatte sie beabsichtigt, ihm gleich zu folgen, was Maman aber verhindert hatte, weil sie darauf bestand, dass sie sich unter Ninettes Aufsicht zurückzogen.

»Papa sagte, er sei ein Revolutionär.«

Suzanne riss die Augen auf, weil sie vermutlich wieder eine

aufregende Geschichte witterte. »Meinst du, er ist gefährlich und Papa versteckt ihn hier bei uns?«

»Dann würde er uns gewiss nicht mit ihm allein lassen. Er ist Künstler, Suzu.«

»Ja, aber wenn er sich nur als Maler ausgibt und in seinen Reisekisten gar keine Malsachen sind – sondern Waffen. Vielleicht ahnt Papa gar nichts davon. Stell dir mal vor, Monsieur Monet plant heimlich so etwas wie den Sturm auf die Bastille!«

Obwohl Blanche Suzus Fantasien über Gewehre in Monets Künstlerkisten für eher unwahrscheinlich hielt, war es doch ungewöhnlich, dass er die Hilfe der Dienstboten ablehnte. Warum ließ er sie nicht an seine Koffer? Dafür musste es einen Grund geben. War er wirklich nur hier, um zu malen? Sie schätzte ihn etwas jünger als Papa. Er war auch schlanker, und seine langen Haare sahen verwegen aus. Monet wirkte tatsächlich, wie sie sich einen Revolutionär vorstellte – kühn und kämpferisch. Und für sie war er ein Held. Er hatte sie beschützt, damit Papa nicht mit ihr schimpfte. Sie musste herausbekommen, was in seinen Kisten war.

»Wenn er etwas Böses plant, müsste er sich bis zum Angriff verstecken. In unserem Gartenhaus würde ihn niemand vermuten«, spann Suzu ihren Faden weiter.

»Das kann nicht sein. Dann hätte er seine Ehefrau niemals so wunderschön porträtieren können. Außerdem steht sein Name auf dem Bild.«

»Und wenn er gar nicht Monet heißt?«

»Du meinst, wenn jemand anders das Bild gemalt hätte?«

»Das wäre doch möglich!« Wie so häufig ging Suzus Fantasie mit ihr durch.

»Schlaf jetzt, Suzu.« Blanche schlug ihr die Bettdecke über die Schultern. Eine Weile lagen sie eng aneinandergekuschelt. Blanche hörte sie ruhig und gleichmäßig atmen.

»Blan-Blan?«

»Ja?«

»Wenn Monet kein Künstler ist, dann kann er dich nicht in deinem Kleid malen.«

Dann waren all ihre Vorbereitungen umsonst, und Marthe würde sie weiterhin bei jeder Gelegenheit daran erinnern, dass sie die Erwachsenere war.

»Ich möchte nicht, dass du traurig bist«, murmelte Suzu.

»Ich werde bestimmt nicht traurig sein.« Blanche gab ihr einen Kuss auf die Stirn. »Schlaf schön, meine kleine Suzu.«

Blanche streichelte ihre Wange. »Wir werden herausfinden, ob er ein echter Maler ist.«

• • •

An diesem heißen Julinachmittag saß Blanche mit ihren Schwestern im Schatten des Pavillons und bestickte ein Taschentuch mit ihrem Monogramm. Nur Suzanne und sie arbeiteten noch mit Nadel und Faden; Germaine war noch zu klein und spielte auf NINETTES Schoß mit ihrer Porzellانpuppe; und die strebsame Marthe war wie immer längst fertig und las ihnen deshalb etwas vor. Nur Jacques durfte mit einem Netz den Schmetterlingen hinterherjagen. Wie gerne wäre sie in diesem Augenblick ein Junge und würde mit ihm durch den Park rennen, um die bunten Falter einzufangen. Auch wenn sie wohl nie verstehen würde, wieso Jacques einen bezaubernden orangegelben Postillion anschließend auf einem Brett aufspießte. Aber vielleicht begriff er mit seinen sieben Jahren noch nicht, dass selbst die winzigsten Insekten Qualen erlitten, wenn ein Spieß ihre Mitte durchbohrte. Oder Jungen empfanden überhaupt kein Mitgefühl. Schließlich mussten sie später auch Kriege führen und mit Bajonetten auf Feinde einstechen.

»Autsch!« Suzu hatte sich gepikt, ließ ihren Stickrahmen auf den Schoß sinken und steckte ihren Zeigefinger in den Mund. Sie war noch ungeübt, weil sie ihren Stickrahmen erst im April zum Geburtstag geschenkt bekam. Außerdem war ihr Fingerhut vor ein paar Tagen spurlos verschwunden. Blanche hatte ihr geholfen, jeden Winkel nach dem kostbaren Silberhütchen zu durchsuchen. Marthe, die ihnen gerade ein Märchen von Charles Perrault vortrug, stockte, lächelte zufrieden und fuhr fort.

Wahrscheinlich hatte Marthe ihn, auch wenn sie es nicht zugab, weil sie wohl glaubte, Suzanne hätte das Stickzeug unter ihrem Bett versteckt. Am liebsten hätte Blanche Marthe die Zunge rausgestreckt, aber dann würde sie wieder bei Maman petzen. Blanche hielt sich den Stickrahmen vors Gesicht und schnitt dahinter eine Grimasse. Suzanne stieß sie mit dem Ellbogen an und glückste.

»Vielleicht bekommen wir heute heraus, ob Monet wirklich malen kann oder ob er eine Revolution plant«, flüsterte Suzanne.

Maman wollte mit ihnen am Nachmittag einen Spaziergang zum Gartenhaus unternehmen, in dem Monet sein Atelier eingerichtet hatte. Das bedeutete eine ordentliche Wegstrecke, da das gesamte Gelände etwa einhundert Hektar umfasste. Blanche hoffte, dass Maman nicht mehr allzu lange auf sich warten ließ. Auch in den luftigen Sommerkleidern würde es ein anstrengender Fußmarsch, weshalb sie vermutlich erst losgehen würden, wenn die Sonne etwas tiefer stand.

»Ich glaube nicht, dass er etwas Böses im Schilde führt«, entgegnete Blanche.

»Warum ist er dann heute früh im Dunkeln aus dem Haus, als wir noch alle schliefen? Das ist doch verdächtig«, wandte Suzu ein.

Angeblich hatte Monet einen Erkundungsgang unternommen, obwohl man um diese Zeit kaum etwas erkannte und im Schein ei-

ner Petroleumlampe auch nicht viel mehr von der Umgebung sah. Sehr seltsam.

»Er hat sich bestimmt heimlich mit seinen Verbündeten getroffen.« Suzus Augen glänzten aufgeregt.

Marthe warf ihnen einen oberlehrerhaften Blick zu, da ihr Getuschel sie wohl irritierte.

Blanche kicherte. Suzanne war wieder in ihrem Element. »Am Ende verdächtigst du noch Papa, dass er mit ihm unter einer Decke steckt, weil er gleich nach Monet das Haus verließ. Aber deine Geschichte ist wesentlich spannender als Marthes.«

• • •

Zum Glück kam Maman früher als erwartet zum Pavillon und holte sie ab. Marthe hatte keine Lust auf einen Spaziergang und wollte weiterlesen. Auch Ninette blieb mit Germaine und Jacques zurück, der es kaum erwarten konnte, seine bunten Opfer aufzuspießen.

Etwas abseits des Gartenhauses fanden sie Monet. Er stand an einer Staffelei am Ufer des Teiches, der von Fichten und Birken umsäumt war. Der Maler wirbelte den Pinsel durch die Farben auf einem Brettchen in seiner Linken und verteilte mit wirren Pinselstrichen einen Braunton auf der Leinwand.

»Siehst du«, wisperte Suzu. »Das könnte sogar Germaine malen!«

»Psst.« Blanche legte ihren Zeigefinger an die Lippen, weil Monet sich zu ihnen umwandte. Nicht dass er sie hörte!

»Madame Hoschedé, Mademoiselles.« Er lupfte seinen Hut.

Maman senkte schüchtern ihren Blick. »Meine Töchter brannten darauf, Ihnen bei der Arbeit zuzusehen. Sie haben mich den ganzen Tag über bestürmt, Sie zu besuchen.«

Maman übertrieb! Sie hatten lediglich ein einziges Mal gefragt. Blanche und Suzanne knicksten.

»In der Tat? Dann habe ich es also Blanche und Suzanne zu verdanken, dass ich einen Moment ausruhen darf.« Er lächelte schelmisch.

Blanches Herz raste. Monet hatte sich ihren Namen gemerkt!

»Wie kommen Sie voran?«, erkundigte sich Maman. Sie trat näher an die Staffelei und begutachtete das Durcheinander der Farben. Schließlich nickte sie anerkennend. »Oh, es wird wunderbar.«

Was meinte sie? Wollte sie ihm schmeicheln, oder sah sie tatsächlich etwas darin, das sich Blanche nicht erschloss?

Es waren keine Konturen oder Linien erkennbar. Alles war bunt. In sich verwischt. Durch die linke Hälfte schlängelte sich ein heller Streifen. Und was wollte Monet am Ende darstellen? Den See mit den Bäumen? Nur das Wasser? Vielleicht den Busch auf der gegenüberliegenden Uferseite? Sosehr Blanche sich bemühte, sie durchschaute die Farbkleckse nicht.

Sie kannte nur Gemälde, die Persönlichkeiten wie Mamans Verwandte zeigten; religiöse Szenen und Engel; oder menschliche Tragödien wie dramatische Schiffbrüche. Aber das, was Monet begonnen hatte, war ihr neu.

»Was ist das?«, flüsterte Suzanne ratlos, aber Blanche war zu gebannt, um ihr antworten zu können.

»Madame Hoschedé, es wäre perfekt, wenn Sie mir dort drüben zwischen den beiden Birken Modell stehen würden.«

Wie wollte er Maman porträtieren, wenn alles nur aus Sprenkeln und Schlieren bestand und nicht mal ein Motiv erkennbar war?

»Es wäre mir eine Ehre.« Maman gab Blanche ihren Sonnenschirm. »Lasst Monsieur Monet in Ruhe arbeiten. Setzt euch auf

den Baumstumpf dort und seid leise.« Dann ging sie zur anderen Uferseite.

Monet drehte sich zu ihnen um. »Wenn ihr möchtet, stellt euch zu mir.«

Ungezügelt sprang Suzanne auf. Sie hoffte wohl, das große Rätsel um Monet und seine Malerei endlich lösen zu können. Blanche befürchtete das Schlimmste, denn was sie bisher gesehen hatte, war enttäuschend. Wie sollte daraus ein Gemälde werden?

Monet malte. Er malte und malte; er mischte Farben und schuf aus mehreren Grundfarben neue. Mal strich er einen breiten Pinsel über eine große Fläche, mal tupfte er mit hauchfeinen Borsten nur zarte Striche. Alles schwirrte und flimmerte. Das Wasser des Teichs reflektierte die Gräser, Büsche und Bäume, die ihn umgaben. Blanche hielt den Atem an, als sie Maman nach und nach auf der Leinwand erkannte. Sogar zwei Mal. Einmal am Ufer zwischen den Birken stehend und einmal als ihr wässriges Spiegelbild. Blanche verlor jegliches Zeitgefühl, so sehr versank sie in der Entstehung des Bildes. Sie beobachtete jeden Pinselstrich, jeden noch so unscheinbaren Schwung seines Handgelenks. Vor ihr entstand das schönste Gemälde, das sie jemals gesehen hatte. Alles war lebendig. Alles schien sich zu bewegen und zu fließen. Blanche glaubte, sogar zu sehen, wie der leise Wind mit den Birkenblättern spielte. Es war ebenso echt und natürlich wie die leuchtenden Sonnenflecken auf Camilles Kleid.

Schwungvoll setzte er seine Signatur darunter. Das T bekam den gleichen lang gezogenen Bogen wie das Bild von *Camille im grünen Kleid*.

»Es ist fertig«, sagte er schließlich und trat einen Schritt zurück.

Seine ruhige, tiefe Bassstimme holte Blanche zurück ins Hier und Jetzt. Sie fröstelte und rieb sich die Arme. Wie lange hatten sie hier gestanden? Was war da gerade vor ihren Augen gesche-

hen? Aus anfänglich enttäuschenden Farbklecksen hatte Monet ein Gemälde erschaffen, das lebte – das Wasser, das Licht, ja sogar der Wind, der durch die Bäume strich. Immer noch gefangen und sprachlos, konnte sie sich kaum davon abwenden.

»Gefällt es euch?«

Suzanne stand der Mund offen.

Blanche rang nach den passenden Worten. »Sie haben das ... Unmögliche gemalt. Das Motiv lebt. Alles scheint sich zu bewegen.«

Monet musterte sie regungslos. Skeptisch kniff er die Brauen zusammen. Hatte sie sich falsch ausgedrückt und ihn verärgert?

Doch dann hellte sich sein Gesicht auf, und er lächelte. »Treffender hätte ich es nicht beschreiben können.«

Blanches Herz schlug höher. Offenbar hatte sie ihm mit ihrer Interpretation seines Gemäldes eine Freude bereitet.

In diesem Moment empfand Blanche etwas, für das es keine Worte gab.

...

Die nächsten Tage vergingen wie ein Wimpernschlag. Monet frühstückte, wenn noch alle schliefen. Danach belud er ein Holzwägelchen und zog los in die Umgebung. Zum Mittagessen kehrte er zurück. Er plauderte oft mit Maman über Kunst, Literatur und Theaterstücke, scherzte mit ihnen oder erkundigte sich nach Papa, der noch immer in Paris war. Nachmittags begleiteten Blanche und ihre Geschwister Monet, wenn er seine Arbeit fortsetzte. Meistens hielten sie sich dann in der Nähe des Gartenhauses auf.

Blanche verbrachte ihre Zeit neben ihm auf einem Höckerchen an der Staffelei. Sie reichte ihm Ölfarben und schaute beim Malen zu.

Einmal konnte sie sogar einen Blick in sein Gartenhausatelier erhaschen. Der Boden war mit altem Zeitungspapier ausgelegt, um ihn vor Farbklecksen zu schützen. In der Mitte stand eine schwere Staffelei. Die Korbstühle hatte er unter dem Fenster an die Wand gerückt, ebenso den Tisch. Auf diesem sammelten sich unzählige Kästchen, Gläser mit Pinseln in allen erdenklichen Größen und Breiten, zerdrückte Metalltuben, Skizzenblöcke und Lappen, mit denen er überschüssige Ölfarbe abtupfte. Leinwände, die teilweise schon auf Keilrahmen aufgezogen waren, lehnten an den Wänden oder standen noch gerollt in einer Ecke. Aber sie erspähte nichts, das auf eine Revolution hindeutete. Suzanne war immer noch fest davon überzeugt, dass Monet ein Geheimnis hütete.

Blanche indes hielt ihn für einen wahren Künstler und saß an diesem warmen Julinachmittag neben Monet mit Sicht auf die Rückseite des Châteaus. Vor ihnen stolzierte eine Schar weißer, aufgeplusterter Truthähne, die Käfer, Würmer und Fliegen aufpickte. Wenn Jacques ihnen mit seinem Schmetterlingsnetz zu nahe kam, kreischten, gluckerten und gurrten sie empört.

»Jacques? Bitte lauf mit deinem Netz ein wenig weiter dort drüben entlang. Wenn du sie aufscheuchst, kann ich sie nicht malen.«

Jacques entschuldigte sich und jagte durchs hohe Gras davon.

Monet zündete sich eine Zigarette an, blies den Rauch aus und betrachtete das Federvieh, deren rote Hautlappen an ihren Schnäbeln zappelten.

Blanche fühlte sich wohl in seiner Nähe. Es war, als wäre er immer schon da gewesen. Fast so wie Papa. Monet erzählte von Paris, wo er geboren war; von Le Havre, wo seine Tante Lecadre einen Schiffsbedarfshandel betrieb; von Fécamp und Argenteuil, wo Camille und er zwischenzeitlich lebten; von London, wohin er mit Camille vor dem verheerenden Krieg gegen die Preußen geflohen war. Von dem prächtigen Piccadilly Circus, in dessen Nähe

sie eine Weile wohnten, und er schwärmte von den grauen Nebeln der Themse, der die Boote dort regelrecht verschluckte, oder vom Strand in Trouville. Es erinnerte sie an Papas Geschichten, wenn er von seinen Reisen zurückkehrte und darüber berichtete.

»Darf ich Sie etwas fragen?«

»Ich denke nicht, dass ich das verhindern kann«, antwortete er. Sein Lächeln verriet, dass er es nicht böse meinte.

»Papa sagte, Sie seien ein Revolutionär. Stimmt das?«

Abrupt wandte Monet sich von den Truthähnen ab. Seine Miene verfinsterte sich. Ein Stich durchzuckte Blanche. Wie konnte sie ihm nur eine solch taktlose Frage stellen?

»Bitte verzeihen Sie, das war ungehörig von mir«, schob sie rasch hinterher.

Monet sog hörbar Luft ein.

Blanche befürchtete, dass er in der nächsten Sekunde seine Sachen packen und Montgeron verlassen würde. Hatte sie dadurch womöglich sogar Papa in Schwierigkeiten gebracht? Blanche wurde es heiß und kalt, wenn sie an die Konsequenzen dachte.

Monet fuhr sich nachdenklich über den Rauschebart. »Hat er dir erklärt, warum er mich so nennt?«

Sie biss sich auf die Unterlippe und schüttelte den Kopf.

»Nun, was glaubst du, hat er damit gemeint?«

Was sollte sie darauf antworten? Dass Suzanne vermutete, Monet würde sich bei ihnen verstecken und in seinen Reisekisten Waffen verbergen, um einen Anschlag zu planen?

»Ich verrate dir ein Geheimnis. Aber du musst es unter allen Umständen für dich behalten.« Er räusperte sich. »Selbst wenn man dich foltern würde.«

Folter? Blanche wusste zwar, dass die in Frankreich längst abgeschafft wurde, aber sie hatte im Geschichtsunterricht schon einmal Zeichnungen von einer Schandgeige gesehen. Wer sollte sie

foltern wollen? Hatte Suzanne mit ihren ausschweifenden Fantasien am Ende doch recht, und es steckte eine Revolte dahinter? Hatte vielleicht sogar Papa damit zu tun?

»Versprichst du es?«

Blanche knetete angespannt ihre Hände. Sie traute sich kaum mehr, ihn anzusehen.

Monet beugte sich zu ihr hinüber. »Man hat mich sogar als Wahnsinnigen bezeichnet. Und nicht nur mich – sondern auch meine Freunde.«

Blanche wünschte sich, sie hätte ihm diese Frage niemals gestellt, und hoffte, es würde sie jemand aus dieser misslichen Situation befreien. Wovon redete er? Welche Freunde meinte er? Einen Moment lang war es bedrückend still, doch dann lachte er schallend los, so als ob er wahrhaftig ein bisschen verrückt sei.

»Lass dir von mir keine Angst einjagen. Das war nur ein Spaß. Wenngleich einer, der einen Funken Wahrheit beinhaltet.« Er streichelte beruhigend ihre Schulter. »Man hält mich tatsächlich für einen Revolutionär, der kompromisslos sein Ziel verfolgt, aber das hat keine politischen Hintergründe – vielleicht mit einer kleinen Ausnahme«, wog er ab. »Kennst du den Salon de Paris? Man nennt ihn auch das Palais des Beaux-Arts.«

»Madame Camilles wunderschönes Gemälde wurde dort ausgestellt, wo nur die besten Künstler ihre Arbeiten dem Publikum präsentieren dürfen.«

Monet zog tief an seiner Zigarette und drückte den glühenden Stängel im Gras aus. »Camilles Porträt hing ganz oben.« Sein Gesichtsausdruck verfinsterte sich, als ob er sich darüber ärgern würde. »Du musst wissen, dort hingen eher die weniger guten Werke.«

Was sagte Monet da? Eine Jury hatte entschieden, Camilles

Bild gehöre nicht zu den wichtigsten Gemälden der Ausstellung?
Das konnte nicht sein!

»Aber ich habe noch niemals etwas Vergleichbares gesehen«, versicherte Blanche.

»Das Gemälde war ein voller Erfolg. Ich wurde für diese Arbeit mit einer Medaille ausgezeichnet. Aber selbst das brachte die bösen Stimmen nicht zum Schweigen. Man beleidigte Camille, weil sie keine Frau von Welt sei und *daherstampfe*.« Er klang verächtlich.

Wie konnte man diese wunderschöne Frau mit all ihrer Eleganz nur so herabwürdigen!

»Immerhin entsprach es den Regeln der Jury und ihren Richtlinien. Meine kühneren Werke – bezogen auf die Pinselführung und Motive – wurden missachtet. Neuerungen passen nicht in ihre Weltanschauung, wie Kunst zu sein hat.«

Es gab Vorschriften dafür, wie Bilder auszusehen hatten? Blanche erinnerte sich an Mamans Verwandte, die in den Fluren des Châteaus von den Wänden starrten; an die Engel, Heiligenbilder und Schiffsbrüche, die den Betrachtern Geschichten erzählten, aus denen man Lehren ziehen konnte. Nur so durfte man malen?

»Diese Ausstellung ist ... war lange Zeit die einzige Möglichkeit für Künstler, Geld zu verdienen. Mittlerweile gibt es ein paar kleinere private Kunsthändler, aber als ich begann, gab es keinen anderen Weg. Wenn man abgelehnt wurde, weil die Gemälde nicht den konservativen Vorstellungen entsprachen, fanden sich kaum Käufer. Man musste zusehen, wie man seinen Hunger stillte. Camille und ich haben schwere Zeiten durchlebt, nur weil die feinen Herren der Jury in ihren Gehröcken und Zylindern meine Werke verschmähten. Ich konnte kaum unseren Lebensunterhalt bestreiten.«

Wie konnte sich jemand vor Monets Gemälden verschließen

und die Schönheit darin nicht sehen? Seine Geschichte hörte sich an wie eine von Suzannes Gruselmärchen.

»Das Leben in Paris ist teuer. Deshalb zog ich mit Camille und Jean aufs Land nach Bougival und Argenteuil, wo es etwas preiswerter war.«

Blanche wusste, dass Monet einen Sohn hatte, der im August neun wurde und das Pensionat La Fayette besuchen würde.

»Aber das Kleid von Madame Camille auf dem Gemälde! Es sieht so edel und teuer aus.«

»Selbst das konnten wir uns nicht leisten. Mein guter Freund Frédéric Bazille hatte es uns geliehen. Leider ist er in den letzten Kriegstagen gefallen. Die Ausstellungen im Salon haben siebzigtausend Besucher und mehr, musst du wissen. Viele davon waren potenzielle Käufer. Du kannst dir sicherlich vorstellen, wie schlimm es war, wenn man nicht zugelassen wurde. Ich erinnere mich an ein Jahr, in dem zweitausendachthundert Werke abgelehnt wurden. Über fünftausendsechshundert wurden akzeptiert – aber kein einziges von mir. Alle Exponate aneinander gereiht, hätten eine Strecke von zwölf Kilometern ergeben.« Monets Blick schweifte in die Ferne.

»Aber was hat das mit einer Revolution zu tun?« Blanche senkte ihre Stimme.

»Nun, natürlich war ich nicht der Einzige, den man ablehnte. Auch meine Freunde Renoir, Sisley, Pissarro, Cézanne, Caillebotte und ein paar andere wurden nicht zugelassen. Es war sogar eine gute Freundin darunter. Berthe Morisot.«

Selbst eine Frau war unter ihnen! In Blanches Welt kümmerten Frauen sich um andere Dinge. So wie Maman. Sie organisierten den Haushalt, erzogen die Kinder und überwachten die Dienstboten. Sie waren ihren Ehemännern eine gute Ehefrau; begleiteten sie ins Theater oder auf Maskenbälle und arrangierten Klavier-

nachmittage oder Soiréen. Das Geldverdienen überließen sie ihren Männern. Aber offenbar wollte auch Monets gute Freundin Berthe Morisot eigenes Geld mit ihren Gemälden verdienen. Wie spannend müsste es sein, Dinge zu tun, die sonst nur Jungen oder Männern vorbehalten waren!

»Sie alle waren abhängig vom guten Willen der Jury und wollten sich nicht mehr vorschreiben lassen, was sie malen durften. Und so schlossen wir uns zu einer Gruppe zusammen. Wir nennen uns *Les Indépendants*«, fuhr Monet fort.

Die Unabhängigen! Allein das hörte sich gefährlich und nach einer Gruppe Rebellen an, die sich an keine Regeln hielt. Ob sie den Herren der Jury etwas angetan hatten? Immerhin waren diese schuld daran, wenn die Künstler hungrig mussten. Vielleicht haben diese Unabhängigen sie einfach aufgespielt wie Jacques seine Schmetterlinge. Dann hätte sogar Suzanne mit ihren Vermutungen recht. Blanche atmete flach. Obschon sie sich kaum zu rühren wagte, sie musste es wissen.

»Haben Sie sich an diesen Herren ... gerächt?«, presste sie leise hervor.

Monet schwieg. Dann fuhr er sich mit der Hand ruckartig unter dem Kinn entlang, so als würde er eine Enthauptung andeuten.

Blanche riss vor Schreck die Augen auf.

Monet brach in schallendes Gelächter aus. »Auch wenn der ein oder andere von uns das manchmal in Erwägung zog. Wir taten ihnen viel Schlimmeres an!«

Hatten sie die Männer umgebracht?

»Wir haben sie ignoriert, uns über sie hinweggesetzt und in den Atelierräumen von Monsieur Nadar, einem Fotografen am Boulevard des Capucines, unsere eigene Ausstellung organisiert. Diese Schmach war für die Herren der Jury sicherlich weitaus entsetzlicher als der Tod.«

Gott sei Dank hatte sie es bei Monet nicht mit einem Mörder zu tun! Auch wenn Suzanne darüber enttäuscht sein würde. Welche andere Wahl hätte Monet gehabt, mit seinen Gemälden Geld zu verdienen, wenn er nicht gegen diese Jurymitglieder rebelliert hätte? Schließlich musste er seine Familie ernähren.

»War ihre Ausstellung denn erfolgreich?«

Bestimmt hatten sich Hunderte Käufer für Monets Werke gefunden, vermutete sie.

Er lächelte. »Dein Vater hat mein *Impression* erstanden. Du kennst es vielleicht als Sonnenaufgang? Es hängt gegenüber von Camille in seinem Arbeitszimmer.«

»Die Sonne sieht darauf aus wie ein glühender orangeroter Feuerball.«

»Genau das meine ich. Nun, es kamen weniger Besucher, als wir erwarteten. Und viele nur, um uns zu belächeln. In der Presse schrieb man von einer ›Ausstellung der Wahnsinnigen‹. Aber die bösartigste Kritik kam von einem Herrn Leroy in seinem Schundblättchen *Le Charivari*. Ich gebe zu, beim Titel für den Sonnenaufgang gab ich mir damals keine besondere Mühe und nannte es schlicht ›Impression‹. Ebendieses feindete er an. Natürlich müsse ein Bild, das schon ›Impression‹ hieße, auch irgendeine Impression beinhalten! Er belächelte die Freiheit und stilistische Flexibilität, die allein dadurch gegeben war, und behauptete, ›unfertige Tapeten seien vollendet als dieses Bild.‹«

Blanche wusste nicht, was sie von alldem halten sollte. Man hatte Camille beleidigt. Man hatte Monet angegriffen und seine Werke mit Tapeten verglichen. Ebenso seine Freunde. Dennoch hielten sie an ihrer Malerei fest, obwohl sie ihr Leben kaum bestreiten konnten. Monet wollte nur eines – malen! Er glaubte an seine Kunst und war sogar bereit, gegen die Presse und konservative Herren zu kämpfen, ohne sie dabei umzubringen. Monet war

ein Rebell! Aber einer, der trotz aller Widerstände an seiner Malerei festhielt.

»Aber selbstverständlich gab es auch erfreuliche Dinge. Seitdem spricht man über uns als *Impressionisten*. Wenn man so möchte, verdanken wir diesem Gemälde unseren Namen. Und wäre dein Vater nicht ein außerordentlicher Kunstkenner, der von dem Sonnenaufgang geradezu hingerissen war, säße ich heute kaum hier, um Truthähne zu malen. Ohne Kunstkenner wie ihn, wären wir verloren.«

In diesem Moment vermisste sie Papa besonders. Wie gerne würde sie ihn ganz fest drücken, weil er nicht wie die anderen dachte, die Monets Kunst ablehnten.

Monet stand abrupt auf. »Madame Hoschedé!« Er klang erfreut.

Maman flanierte unter ihrem Sonnenschirm auf sie zu. »Entschuldigen Sie, wenn Blanche Sie von der Arbeit abgehalten hat.«

»Aber nein! Sie hat mir sogar geholfen.«

Er flunkerte. Bis auf ein paar Farbtuben, die sie ihm angereicht hatte, hatten sie sich lediglich unterhalten. Maman warf einen zweifelnden Blick auf die Leinwand.

»Ich werde mit den Truthähnen morgen früh beginnen, damit ich das Morgenlicht nutzen kann. Sie haben sich ein paarmal erschrocken und waren unruhig. Wahrscheinlich haben sie einen Fuchs gewittert.«

Blanche verkniff sich ein Grinsen, weil sie sich einen Fuchs mit Schmetterlingsnetz vorstellte.

...

Blanche und Suzanne begleiteten Monet am nächsten Morgen in aller Frühe und zogen sein Wägelchen vom Atelier zum Château hinauf, wo er die Truthähne malen wollte. Suzanne hatte sich ein

Buch eingepackt, weil sie die Malerei nicht halb so aufregend fand wie Blanche, aber auch nichts verpassen wollte.

Suzanne war enttäuscht, nachdem sie abends von Blanche erfahren hatte, dass Monet keine Revolution mit echten Gewehren plante. Seine Waffen hatten stattdessen weiche Borsten. Es hatte aber auch sein Gutes, denn sie mussten sich nun nicht mehr vorsehen, worüber sie mit ihm sprachen. Wenn sie denn redeten.

Monet arbeitete hochkonzentriert und schwieg seit Stunden. Er gründerte das Château im Hintergrund. Blanche beobachtete seine Palette und hielt die entsprechende Tube für ihn bereit, ehe ihm die Farbe ausging.

»Wissen Sie schon, was Sie malen werden, wenn die Truthähne fertig sind?«, fragte Suzu, die hinter ihnen im Gras auf einer Decke saß. Es war fast Mittag geworden, als Suzu schließlich die Stille durchbrach.

Monet antwortete nicht, nahm mit dem Pinsel Weiß auf und begann mit dem dicken Puter im Hintergrund. Rundum aufgeplustert und gluckernd bewachte er seine Gruppe, wobei er die Schwanzfedern wie ein Rad aufschlug, damit er bedrohlicher wirkte.

»Psst«, zischte Blanche sie an.

»Ich möchte doch nur wissen, ob Monsieur Monet danach dich in deinem grünen Kleid porträtieren wird. Dann könnte ich die Farbtuben so lange für ihn festhalten.«

Monet hielt inne. Dann drehte er sich auf seinem Hocker zu ihr um.

Bedauerlicherweise war Suzanne nicht nur gut darin, Geschichten zu erfinden, sondern auch darin, draufloszuplappern, wenn ihr langweilig wurde. Was sollte Monet nun von Blanche denken?

»Das ist sehr freundlich von dir, Suzanne, aber wie kommst du darauf?«

»Blanche hat sich ihr grünes Kleid ausgesucht, weil sie unbedingt von Ihnen gemalt werden möchte«, verriet sie und lächelte verschmitzt.

Das musste bei Monet doch den Eindruck erwecken, dass Blanche nur deshalb seine Nähe suchte! Was jedoch nicht der Wahrheit entsprach, denn sie liebte seine Gesellschaft und die Schaffensphasen eines Gemäldes bannten sie auf unerklärbare Weise. Blanche spürte, wie ihre Wangen zu glühen begannen.

»Ah, jetzt verstehe ich, wieso du ins Arbeitszimmer deines Vaters geschlichen bist.« Er zwinkerte Blanche zu.

Sie wünschte sich, der Boden unter ihr täte sich auf und würde sie verschlucken wie der englische Nebel die Fischerboote auf der Themse.

»Nun, eigentlich bevorzuge ich das Malen *en plein air*.«

Suzanne legte ihren Kopf schräg. »Was bedeutet das?«

»Das Malen im Freien mit all den unzähligen Möglichkeiten, die die Natur bietet.«

»Aber Sie haben Madame Camille doch auch porträtiert«, stellte Suzanne fest.

»Sicher, weil ich ein Bild für den Salon einreichen wollte. Aber meine Leidenschaft liegt hier draußen.« Monet deutete um sich. Sein Blick schweifte von den Puten zum Ahorn, unter dem sie saßen, hinauf zu den Wolken und der Sonne. Er atmete tief ein. »Alles, was man für ein Kunstwerk benötigt, das, was man sieht, hört, riecht, fühlt und sogar schmeckt, findet sich hier!«

Blanche wurde klar, Monet beabsichtigte weder sie noch sonstige Familienmitglieder zu porträtieren, es sei denn, es ergab sich zufällig, so wie mit Maman am Teich. Sie stellte sich schon Marthes Schadenfreude vor, sollte sie jemals davon erfahren.

Marthe hatte ihr Porträt, und von Blanche würde es so schnell kein eigenes geben.

Suzanne sah sie mitfühlend an. Auch wenn sie jünger war, erfuhr sie immer, wie Blanche empfand. Nur aus diesem Grund hatte sie Monet Blanches Traum verraten – sie wollte Blanche glücklich sehen.

»Es tut mir leid, dich enttäuschen zu müssen«, sagte Monet zu Blanche, als hätte er ihre Gedanken erahnt. Er strich sich mehrmals über den Bart und verharrte einen Moment. Dann wandte er sich wieder den Truthähnen zu und nahm Farbe auf, als hätte das Gespräch gar nicht stattgefunden. Monet tupfte am Bürzel des Putters. Blanche hielt die weiße Ölfarbe bereit.

»Blanche? Gib die Tube bitte Suzanne.«

War Monet ihr böse und wollte sie nicht mehr in seiner Nähe haben? Warum sollte Suzanne ihm nun assistieren? Diese stand auf und zuckte ratlos mit den Schultern. Blanche räumte ihr Höckerchen und ging zur Decke hinüber.

»Du brauchst dich nicht zu setzen«, sagte er, ohne sie anzuschauen. »Stell dich neben mich.«

Blanche zögerte, trat aber an seine Seite.

»Welche Farben muss ich mischen, um die Schwanzfedern besser zu treffen?«

Blanches Blick glitt zwischen dem Rad des Truthahns und dem Gemälde hin und her. Sie hatte Monet tagelang zugesehen. Welche Farben würde er wählen? Es war leicht bewölkt, aber die Sonne lugte vereinzelt zwischen den gräulich gelblichen Wolken hervor. Monet würde kein hartes Weiß nehmen, denn die Sonnenstrahlen auf der Lichtung schimmerten durch das Gefieder des Tieres, sodass sein Rad leuchtete wie ein Heiligschein. Vielleicht ein Ockergelb?

»Gelb, Rot und Blau mit etwas Weiß«, antwortete sie. Was hatte

sie noch zu verlieren? Schlimmstenfalls würde er sie ganz aus seiner Nähe verbannen.

In Windeseile vermischt er die Ölfarben auf seiner Palette.

»Etwas mehr Weiß«, gab Blanche an. »Und etwas gelber.«

Monet fügte noch mehr Weiß und Gelb hinzu.

Blanche lächelte. Genau diesen Farnton hatte Blanche sich vorgestellt.

Er hielt ihr den Pinsel hin, an dessen Spitze ein wenig Ocker glänzte. Was hatte er vor?

Zögerlich nahm sie den Pinsel. Dann umfasste Monet ihre Hand.

»Nicht so verkrampt. Jeder Strich muss locker aus dem Handgelenk auf die Leinwand fließen.«

Blanche atmete tief durch die Nase ein. Monet roch nach Seife, Tabak und Heu, was wohl von dem Leinöl in der Ölfarbe kam. Er schob Blanche mit der Linken etwas näher an die Staffelei heran.

»Vergiss nicht, Luft zu holen«, raunte er.

Im nächsten Moment führten sie gemeinsam einen hauchzarten Pinselstrich an einer der Schwanzfedern aus. Ehe Blanche begrißt, was geschah, war der Augenblick vorbei. Sie starrte auf den ockergelben Tupfen. Es war kinderleicht. Die Spur der Ölfarbe war so zart wie die Beinchen eines Marienkäfers. Blanche fühlte sich wie von einem Zauberstab berührt. Ihr Herz klopfte so heftig, dass sie befürchtete, es könnte vor Glück aus ihr herauspringen.

»Du hast gemalt!«, hauchte Suzanne ehrfürchtig.

Monet übertupfte ihren ockerfarbenen Pinselstrich. Er verschwand.

»Als Malerei würde ich es zwar noch nicht bezeichnen, aber wenn Blanche fleißig übt, könnte man es eines Tages Malerei nennen.« Monet klang amüsiert.

»Wann haben Sie mit der Malerei begonnen? Wie alt waren Sie?«, fragte Blanche.

»Etwas älter als du. Ich besuchte das Gymnasium in Le Havre. Den Zeichenunterricht leitete Monsieur Jacques-François Ochard, ein Maler. Er weckte meine Begeisterung für das Zeichnen. Es dauerte nicht lange, bis ich sämtliche Schulhefte am Rand mit Ornamenten und Girlanden verzierte.« Monet legte die Hände in den Schoß und schaute versonnen in die Ferne. »Nun, irgendwann wurden daraus die Gesichter und Profile meiner Lehrer, die ich nicht immer zu ihrem Vorteil zeichnete. Ich stellte sie mit riesigen Köpfen, Hakennasen und winzigen Körpern dar und schenkte die Skizzen meinen Klassenkameraden.« Er lachte und griff in seine Westentasche, um sich eine Zigarette anzuzünden. »Die Karikaturen waren nach kurzer Zeit so beliebt, dass ich plötzlich von überall Anfragen bekam. Zu Beginn verkaufte ich die Skizzen für zehn Francs. Damals signierte ich sie noch mit O. Monet.«

Blanche sah Suzanne an, dass sie das ›O.‹ verdächtig fand und ihre Revolutionstheorie erneut in ihr aufflammte.

»Warum gaben Sie sich einen falschen Namen?«, platzte Suzanne heraus.

Monet runzelte die Stirn. »Mein Geburtsname ist Oscar-Claude, und meine Eltern riefen mich Oscar.«

»Aber warum haben Sie dann bei Madame Camille mit Claude unterschrieben und nicht mit Oscar?«, bohrte Suzanne weiter.

»Nun, ich denke, es geschah aus Trotz. Meine Mutter starb sehr früh, und mein Vater hielt nichts von meiner Malerei. Ich sollte einen vernünftigen Beruf erlernen. Zum Glück gab es meine Tante Lecadre, die mich unterstützte.«

»Aber wie kamen Sie von den Skizzen zur Ölmalerei?«, lenkte Blanche das Gespräch wieder um und warf Suzanne einen warnenden Blick zu, damit sie sich zurückhielt.

»Wenig später stellte ich die Karikaturen bei Monsieur Gravier, einem Papierwaren- und Farbenhändler in der Rue de Paris aus, und das Geschäft kam richtig ins Rollen. Hätte ich dort nicht Eugène Boudin kennengelernt, wäre ich wohl allein durch die Karikaturen längst Millionär geworden.«

»Dann hätten Sie mit Ihrer Familie ein sorgenfreies Leben führen können«, wandte Blanche ein. »Warum gaben Sie die Skizzen auf?«

»Weil ich dazu gezwungen wurde.«

Suzanne riss die Augen auf. »Hat dieser Monsieur Boudin Sie bedroht, damit Sie keine Karikaturen mehr zeichnen?«

Monet schmunzelte. »Monsieur Boudin war mir mit seiner plumpen, etwas grobschlächtigen Art zwar nicht sonderlich geheuer, aber er war Maler und einst Teilhaber bei Gravier. Ich traf ihn dort. Er fand meine Arbeiten hervorragend gelungen und hielt mich für sehr begabt. Daher riet er mir, sehen zu lernen und zu malen. *Malen Sie Landschaften*, sagte er. Zuerst maß ich dem keine Bedeutung bei. Doch eines Tages lud er mich ein, ihn nach Rouelles im Nordosten von Le Havre zu begleiten.«

»Was geschah dann?« Suzanne brannte auf die Fortsetzung.

Doch Monet legte eine Pause ein, als gäbe er sich Mühe, sich zu erinnern.

»Ich beobachtete Boudin bei der Arbeit.«

Auch Blanche hatte Monet beobachtet. Stundenlang. Tagelang. Und sie könnte ihm bis an ihr Lebensende zusehen, dachte sie.

»Sie haben nur zugesehen?« Suzanne konnte ihre Enttäuschung nicht verbergen.

»Man darf niemals unterschätzen, wie wertvoll und lehrreich die Kunst der Beobachtung ist, junge Dame. Blanche traf allein dadurch, dass sie mir bei der Arbeit zuschaute, exakt den Farnton, den ich ebenfalls für das Gefieder des Truthahns gewählt hätte.«

Hatte Blanche sich verhört, oder war das ein Lob von Monet?

»Wie ging es weiter?«, drängte Suzanne.

»Eugène Boudin öffnete mir die Augen. Ich *sah* plötzlich, ich verstand und begriff, was Malerei sein kann. Es kam mir vor, als sei ein Vorhang zerrissen. Ich begann, die Natur zu verstehen und zu lieben!«

Wie konnte es sein, dass Monet mit Worten beschrieb, was Blanche vor nur wenigen Minuten bei ihrem ersten Pinselstrich gefühlt hatte?